Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 116 (1965)

Heft: 4-5

Artikel: Vom Wald : Grundsätzliches und Früherlebtes

Autor: Marbach, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-767386

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Wald

(Grundsätzliches und Früherlebtes)

Von *F. Marbach*, Bern

Um die Jahrhundertwende noch, ja sogar später, war der Wald für den wohl überwiegenden Teil der Menschen eine dem Magischen weit näher als dem Industrie- und Atomzeitalter liegende Gegebenheit. In all seinen Hintergründigkeiten betrachtet, war er so etwas wie ein magisches Er-Äugnis, wie Leopold Ziegler wohl gesagt haben würde.

Wenn wir von der Holznutzung zu Bau- und Brennzwecken, vom Sammeln des Fallholzes und Beerenpflücken absehen, ebenso von der Jagd, die allerdings kein Spezifikum der Lebensgemeinschaft von Waldbäumen ist, dann blieb für die Zeit bis etwa zum Ersten Weltkrieg in der Skala der wesentlichen Nützlichkeiten des Waldes nicht viel mehr übrig als die den Spaziergänger heilende oder doch lebensfördernde Waldluft. Das Sammeln von Buchnüssen zur Erzeugung von Öl war ebenso «passé» wie das Gewinnen von Harz zur Herstellung von Salben, Balsam und Pech oder gar von konzentrierten Wohlgerüchen. Wo solches im minimen Ausmaß noch der Fall gewesen sein mag, befand es sich doch in rapidem Schwund. Ich rede vom Wald hierzulande, nicht einmal vom benachbarten Frankreich, nicht von den «Landes», allwo die Gewinnung des Terpentins noch eine forstwirtschaftlich beachtliche Größenordnung ist.

Im Verschwinden begriffen war auch die «Köhlerei», deren mottenden Meiler ich als ABC-Schütze im ersten Jahr dieses Geist und Materie zur Explosion bringenden, großartigen und elenden, überschwenglich-lebensfrohen, aber auch Tod und Verderben in sich tragenden Jahrhunderts noch mit eigenen Augen sehen durfte. Die Begegnung ereignete sich anläßlich eines Schulspaziergangs nach Brenzikofen, nahe Oberdießbach, am Eingang der Rotachenschlucht, allwo ich heute — watend, kletternd, hängend, springend, stolpernd und gelegentlich Wasser schluckend — den herrlichen Forellen eines der letzten noch tadellos sauberen Wasser die ideellen und materiellen Hintergründe menschlicher Rücksichtslosigkeit verständlich zu machen suche. Aber sie verstehen mich nicht.

In der Rückschau präsentiert sich der Vorgang des Herstellens von Holzkohle für mancherlei Zwecke im Rahmen einer geheimnisvollen Waldlich-

tung als unwiederbringliches Idyll, von dessen stiller, für phantasiebegabte Kinder aber auch «gfürchiger» Erhabenheit die nach 1900 Geborenen kaum oder dann nur vom Bilde her etwas zu ahnen vermögen.

Pilzsammler von heute (Jäger und Fischer gibt es dabei, vorab jedoch sind es «Nur-Pilzler»), alle diejenigen Sportbeflissenen, die lieber Eßbares als Silber und Gold oder Zinnkannen nach Hause tragen, werden sich fragen, warum von Pilzen nicht schon lange die Rede war. Für manche unter ihnen sind «Pilz und Wald» annähernd identische Begriffe. Das verhält sich so: bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts hinein war das Pilzeessen und somit auch das Pilzesammeln in meiner bernischen Heimat und sicher auch anderwärts in der Schweiz noch unbekannt. Meine Mutter war – auf der Landschaft draußen – eine der ersten, welche um 1898 herum Tomaten, gut ausgedrückt, mit etwas Essig, Salz und Pfeffer, auf den Tisch brachte. Sie war es auch, die dem lokalen Wald eine neue Bedeutung verlieh, als ein in den Ferien weilender Schmiß-Helveter vom «Bären» zu Bern, also einer von unserem «Klan», ein Körbchen Eierschwämme nach Hause brachte. Sie kochte sie. Sie kannte ihren «Buchhofer», das damalige Kochbuch für gute Küche. Gemeinhin warf man damals alle Pilze weg. Wenn sie auf dem Kompost anlangten und nicht im «Bschüttloch», dann war es ein Ehrenplatz für sie. Selbst wenn Engel sie mit Sonne gefärbt, mit Gold bestrichen und eigens zu den uns heute wohlbekannten Trompetchen geformt hätten, wären sie, zumindest auf dem Lande und in breitesten Kreisen der Städte, nie zu kulinarischen Ehren gekommen. Ja, ich erinnere mich, im «Hänget» zu Oberwichtrach, nahe der damals noch gebrauchten «Brechhütte», in einer schmalen Wiese Hunderte von herrlichen Morcheln gesehen zu haben. Ich wiederhole absichtlich: Hunderte. Mir erschienen sie als Pilze wie andere auch, als «niitraziges» Zeug, wie die Brienzer sagen. Sie wurden alle Opfer der Sense. Von Steinpilzen, Waldchampignons, von den Totentrompeten im Buchenwald, dicht hinter dem Zeigerstand, gar nicht zu reden. Tempora mutantur.

Das alles war so und begab sich so zu jenen Zeiten, da der Wald für uns Buben (sofern der Herr Pfarrer nicht gerade in der «Stierenweid» Sonntagspredigt hielt) unter anderm «Marterplatz», in Erinnerung an indianische Totems, aber auch Mysterium war. Für die Armen im Lande herum war der Wald, was dem Bauern der Weizen – oder der Kartoffelacker ist: Erntefeld für Beeren, willkommen als bescheidene Einkommensergänzung. Obwohl zu Anfang des Jahrhunderts der Liter Walderdbeeren von armen Kindern zu nur 90 Rappen bis Fr. 1.10 verkauft wurde, ersammelten sie sich doch ein paar Holzschuhe für den Winter, der Mutter ein «Jäggli» und dem Vater eine warme Kappe, wenn sicher auch nicht aus Biber- oder Seehundsfell.

Damals erkannten die meisten Menschen den Wald nur in seinen kleineren und kleinen Zwecken – gemessen an den weltweiten, grundsätzlichen

und großen, von denen nur der geschulte Förster wußte: sie sahen Holz, Erlös aus Holz, auch wenn es nicht viel galt. Sie dachten an Beeren, Christbäumchen, an das Ozon für die Kurgäste der Bäder. Das war aber nicht Zweckbezogenheit genug, um die damals gerade betonsturm werdende Technik (sich selber mit Fortschritt identifizierend) auf die höheren Finalitäten des Waldes – ihm zugeordnet von der heute weiser als je sich präsentierenden Schöpfung her – Rücksicht nehmen zu lassen. Was so viele an der Natur zu sündigen sich weigerten oder aus Uninteressiertheit nicht taten, das besorgten in stets zunehmendem Grade die Kulturingenieure, die Meliorierer, die Bachbettbegradiger, die Kahlschläger und Heckentöter. Alles Menschen, denen es unbegreiflich erschien, an einem Sümpflein, in dessen Schilf Wasservögel noch brüten konnten, Gefallen zu finden.

In bezug auf Wasser und Wald (leider nicht auch für Wäldchen und für windabhaltende Hecken) dürften wir die herzlose Technik von damals einigermaßen hinter uns gebracht haben. Jene Technik, deren Ideal das schlupflochlose steinerne Bachbett im Rahmen grauer Betonverrandungen war. Für das letzte, noch nicht meliorierte Sümpflein war die Drainageröhre, für den größeren Fluß das Stauwehr und für den Wald der Kahlschlag das Signet.

Jetzt endlich, nachdem das Trinkwasser weithin gefährdet ist, da das Meliorieren (man denke an die unnötige, kostspielige zweite Juragewässerkorrektion) den Grundwasserspiegel abgesenkt und Zermatt seinen morbiden Beitrag zur Naturverderbnis geleistet hat – jetzt endlich, wenn auch viel zu spät, scheint die Sternstunde der so lange erfolglos warnenden Förster gekommen zu sein.

Nachdem wir in Europa auf ganz andere, aber dem Grundsatz nach nicht unähnliche Erfahrungen abstellen können wie die Amerikaner, Kanadier und andere, dürfen wir im Geiste die Zeit kommen sehen, in denen der Wald wieder Wald, lebenspendendes Wasserreservoir, Schwamm aller nützlichen Schwämme sein wird. Dann wird auch die Zeit gekommen sein, da die Buben den Wald wieder als das verstehen, erkennen und bestaunen werden, was er sein soll. Dann wird er ihnen wieder ehrfurchtgebietendes, sich ihnen im Spiel und Erleben dankbar erweisendes, großes Gut der Schöpfung sein. Er wird ihnen all das geben, was sie sich an Schönheit und Wildnis, an Flecken aus Sonne, an fröstelndem Grauen, an Klettertannen, an kaum durchdringlichem Brombeergesträuch, an Märchen und Wirklichkeiten, an Tieren und Pflanzen nur wünschen können – all das, was *wir* einstens im Sommer und im Winter, im Frühling und im Herbst von ihm zu Geschenk bekamen.

Wie, du meinst, verehrter Leser, auf Buben komme es in der Welt nicht an? Da muß ich dir widersprechen: Buben, das heißt Zukunft. Virtuell heißt es Männer.

Buben – das sind die kommenden Ratsherren, Stimmbürger und Ma-

gistraten. Hätten sie alle, die heutigen, gestern den Wald noch so erleben, ihn so sehen dürfen, wie wir es dereinst konnten: die Förster wären längst seine Herren geworden, nicht Kultur- und Unkulturingenieure, nicht Technokraten und auch nicht jene Ingenieuragronomen, welche nur noch das Rationellere sehen, Motoren und Chemie, Silos und Dörrfabriken, Maximalerträge und Optigalhähnchen (nein, Setzer, das ist kein Druckfehler!). Dann wäre der akademisch geschulte Förster, in Vergleich gesetzt zum Ingenieuragronomen, nie mit leicht scheelen Augen angesehen worden. Sicher, man betrachtete die Forstleute nicht als «notwendiges Übel», nur so ein klein wenig als «etwas üblerweise Notwendiges».

Bevor mir erlaubt ist, darzulegen, was uns, den noch im letzten Jahrhundert zur Welt Gekommenen, der Wald bedeutet hat, in seinen Mysterien und in seinem Zauber, verlangt es der Ernst der Sache, kurz an einige Traumata klimatischer und anderer Art zu erinnern. Entsprechende Gedächtnispräsenz bei den für Wald und Wasser Verantwortlichen kann der Zweckmäßigkeit künftiger Forst- und Wasserpolitik nur dienlich sein. Ich erwarte die Frage, ob denn für die heutige Generation wirklich so vieles anders geworden sei, als es damals war? Ich muß mit «ja» antworten. Wir kannten den Wald noch in allen seinen Jahreszeiten. Wir kannten ihn bei Tag und in der Nacht. Wir waren nicht absorbiert von tausend andern Dingen. Wohl kennt auch die heutige Jugend den Wald. Dafür sorgt schon das Pfadfinderwesen. Aber die Buben von heute kennen ihn anders und weniger. Sie leben mit Motoren und elektrischen Eisenbahnen; sie sind mit einer Unzahl moderner Spielzeuge per «du». Mit Spielzeugen, deren mögliche Existenz wir sogar nach der Lektüre von Jules Verne nie für möglich gehalten hätten. Diese Zeitvertreiber absorbieren sie. Sicher, bei den Landkindern gibt es das Walderlebnis weiterhin. Aber angesichts der wuchernden Ausdehnung der Städte und der halbstädtischen Gebiete sind es ihrer stets weniger. Die vielen andern werden anders erzogen, dem Industriezeitalter so nah, wie wir seinerzeit dem noch nicht verbetriebswirtschafteten Bauerntum. Sprengpulver im Hosensack ist nicht mehr zeitgemäß, und vom Stocksprengen als Spiel für Buben halten die Eltern — vielleicht berechtigterweise — noch weniger. Außer in Winkeln, Höfen und hintern Tälern dispensieren das Gas (fest angeschlossenes oder tragbares) und die Elektrizität selbst ärmere Kinder von der Arbeit und von der Freude des Sammelns von Dürrholz.

Zudem sind die Sittenverhältnisse in unserer in so manchem haltlosen und praktisch unchristlichen Zeit nicht eben von jener Güte, die es Kindern, jüngern und ältern, erlauben würde, sich den Wald ebenso unbeschwert zum Freizeitbezirk zu machen, wie wir es praktisch noch gefahrlos tun konnten. Wir schätzten die Freiheit, ohne vom Intellekt her erfassen zu können, was sie ist, wir identifizierten Wald und Auen mit ihr. Freiheit war uns Zustand der Ungebundenheit, Emanation — sofern der leicht abwegige Aus-

druck erlaubt ist – einer gefühlsbetonten Intuition; Ausstrahlung einer bestimmten Umgebung, wie vor allem eben des Waldes und der Au.

Hier war es so wie in Karl Mays Büchern, wie im «Winnetou», im «Schatz im Silbersee», im «Schwarzen Mustang». Ungebundenheit herrschte beim vielgerühmten und vielgescholtenen Schriftsteller, gebremst durch das christliche Erbgut seiner Helden. Bei uns wurde sie im Zaum gehalten und einigermaßen in gebundene, richtig verstandene Freiheit gewandelt durch das stets gegenwärtige Bild der mehr als nur symbolisch hinter dem Spiegel steckenden, dornartig gespickten Birkenrute. Davon wird noch die Rede sein, denn im Wald taten wir so vieles, was Gott und ebenso Vater und Mutter verboten hatten. Wir kletterten allzu kühn; wir schossen mit kleinen Pistölchen oder gar mit dem in einem für Tannzapfen prädestinierten Jutesack versteckten Flobertgewehr auf Totes und Lebendiges. Eichhörnchen waren die Hauptleidtragenden. Größere Buben gerbten die Felle. In Pfeffer gewickelt, waren sie von keiner Statistik erfaßtes, autarkes Handelsobjekt unter der Jungmannschaft. Eichhörnchen zählen zu den schlimmsten Nesträubern, so wie die sanften Tauben zu den gehässigsten Vögeln – uns aber waren sie, der Gartenlauberomantik der damaligen Schulbücher erliegend, «vom Allerherzigsten in Gottes vielgestalter Schöpfung». Ambivalenz der jugendlichen Seele: trotzdem knallten wir sie. Uns Waldläufern lag noch kein Jugendparlament im Sinn. Dafür kannten wir die Fuchs-, Dachs- und Spechtlöcher im ganzen Räuberrevier. Viel lernten wir im Wald, viel Lebenskraft atmeten wir dort ein – und viel «sündigten» wir.

Aber das Jüngste Gericht wird unsere Sünden streichen. Als Bagatelldelikte im Verhältnis zu den Verbrechen Profitgieriger und Uneinsichtiger, begangen am Wald, der eben mehr ist als nur ein Konglomerat von Bäumen, Sträuchern und Schlinggewächs.

Bis weit in unser Industriezeitalter hinein taten die Menschen verschiedenster Rassen, Klimate und Bildungsstufen ungefähr alles, was nicht hätte getan werden dürfen. Bis vor kurzem noch erlagen auch Gebildete der Hybris der Technik. In einem Jahrhundert verringerte sich der Waldbestand der USA von 4,2 auf 1,9 Millionen Quadratkilometer. In vielen Ländern wurde – dem auch für Europa verhängnisvollen Prinzip des liberalen Agrartheoretikers Aerboe («Wanderung des Bodens zu bestem Wirt») entsprechend – der Wald kahlgeschlagen. Relativ frühzeitig schon, um ein besonders übles Beispiel anzuführen, brach amerikanisches kapitalistisches Gewinnstreben nach gewaltigem Kahlschlag noch die Grasnarbe der Prärie auf. Und das in einem Lande, das von Natur aus in weiten Teilen seines ungeheuren Territoriums zur Versteppung neigt. Kein Wunder, daß da, wo Wälder kahlgeschlagen werden, der oft wolkenbruchartige Regen in Sturzbächen, ungebremst, zu Tale fließt, Überschwemmungen historischen Ausmaßes verursachend. Jedenfalls überall dort, wo zuverlässige Sicherungsmaßnahmen durch Waldanpflanzungen und Staudämme (die zugleich elek-

trischen Strom liefern, wie diejenigen der monumental korrigierenden Tennessee Valley Authority) noch nicht existieren. Braust dann noch einer jener Tornados los, denen die makaber gewordene Welt ulkigerweise in alphabetischer Folge die Namen zarter Mädchen gibt, dann werden Millionen von Kubikmetern des ohnehin spärlichen Humus in die Ozeane getragen. Oben in Kanada, in der Provinz Saskatchewan, die heute zum Teil mit Schweizer Kapital arbeitet, hat die Dürre seinerzeit ein Gebiet verwüstet, dessen Größe nach Fried der Fläche des früheren Deutschland gleichkommen soll (vgl. Ferdinand Fried «Wende der Weltwirtschaft», Leipzig 1939. Untertitel des 3. Kapitels: «Die Auflehnung der Natur» und «Die Zähmung der Natur»). Dürre, Erosion, Staubstürme sind die grausamen Kinder der profitorientierten Waldrodungen und des Prärieaufbruchs. Unerschöpflich schien noch vor kurzem das kanadische Weizengebiet der bevölkerungsexplodierenden Erde zur Verfügung zu stehen. Aber Dürren und Stürme haben Grenzen gezogen. Die Natur rebelliert, wenn der Mensch ihr zu nahe tritt. In Zermatt erfuhren wir es.

Wenn Flüsse und Ströme überborden, wird der Dammbau zur Pflicht. Heute fließt der Mississippi eine Anzahl Meter hoch in künstlichen Dämmen. Mehr als hundert Meter über der Talsohle fließt der in Tibet entspringende Huang-Ho, der Gelbe Fluß. Brechen hier die Dämme, zählen die Opfer nach Hunderttausenden. In andern Weltgegenden ist es mit der Verhöhnung der Natur nicht besser. Wir können auf die Resultate des heute in Afrika getriebenen Raubbaus an Wald und Flur nur warten. Ebenso auf die Auswirkungen der jagdverbundenen Safari, die dem Schwarzen weiße Devisen einbringt und dafür Tierarten zum Aussterben verurteilt, die mir wertvoller erscheinen als die europäischen Wunderverdiener, welche sie rein des Vergnügens wegen jagen.

Nicht mit Unrecht ist schon gesagt worden, es könnte sinnvoll sein, eine Weltgeschichte, ausgehend einzig und allein vom Verhältnis der Völker zum Wald und somit zu ihrer Forstpolitik, zu schreiben. Tatsächlich ist die Geschichte der drei großen, tief ins Mittelmeer greifenden Landzungen (ägäische, appenninische und iberische Halbinsel) weitgehend vom Verhältnis ihrer Bewohner zum Wald bestimmt. Gewisse «Rutsche» im langandauernden Prozeß der Völkerwanderung sind auf Klimaveränderungen zufolge von umfangreichen Waldrodungen zurückzuführen. Das kultiviertere, empfindlicher gewordene Volk zieht weg und das rauhere zieht nach. Dem Historiker sind diese Zusammenhänge bestens bekannt.

Daß Wälder aus Mangel an Baurohstoffen gerodet werden, ist noch einigermaßen, wenn heute auch nur schwer zu verstehen. Das Verständnis hört auf, wenn Gärten, Weinberge und Parkanlagen Objekt der Rodung sind. Einige hundert Jahre vor Christi Geburt zählte Karthago am Rande des heutigen Tunesien 700 000 Einwohner. Es war einst die Kornkammer der Römer. Wo ist es geblieben? Wo seine Wälder? Tust du eine Reise ins

Tessin, dann fällt dir das Vorwiegen der Gebüsche anstelle der Wälder auf. Du bist Zeuge des einst freventlich begangenen Forstenmords. Nie noch fuhr ich in unser tessinisches Land, ohne irgendwo sogenannte Wald-, besser gesagt Buschbrände beobachten zu können. Mir schienen sie Schicksal eines der prallen Sonne ausgesetzten Gebietes zu sein. Dann kam die große Ernüchterung. Ein gewitzigter Tessiner, dem man ein X nicht für ein U vormachen kann, erklärte mir, Feuer und Rauch rührten nicht vom Klima und nicht vom Kartoffelwaschen her. Sicher, auch fortgeworfene Zündhölzer und Zigaretten können Ursache von Waldbränden sein. Öfters aber, so scheint es, zünden arme Ziegenbäuerlein das dürre, stehengebliebene Laub und Gras am Waldrand an. Sie tun es zu Düngezwecken, auf daß ihre sieben «schnäderfräsigen» (das heißt, wenn du vornehmeres Deutsch vorziehst, wählerischen) Geißen es leichter hätten, Futter mit freiem Vitaminzusatz in genügendem Ausmaß und in guter Auswahl zu finden.

Die großartige Mayakultur von Guatemala ging an der Vernichtung des Waldes in Brüche. Zufolge des Raubbaus im tropischen Waldgürtel vor der Elfenbeinküste rückt die große Wüste (nach Fried) in jedem Jahr einen Kilometer nach Süden vor und bedroht die kultivierte französische Elfenbeinküste. Auch ein Teil der australischen Wüste ist auf Raubbau an Bäumen zurückzuführen. Inwieweit Teile Rußlands, vor allem Kasachstan, durch Kahlschlag und Aufbruch der Grasnarbe im Zuge der Getreidepolitik Chruschtschows gefährdet sind, wird sich noch weisen.

Wie aber steht es um uns Schweizer? Wohl ist rund ein Viertel unserer Fläche mit Wald bedeckt. Aber sind wir nicht im Begriff, im Strafregister Gottes, Abschnitt «Versündigung gegen die Natur», Platz zu finden – unter anderem wegen liederlichen Verhaltens von Zermatt bis zum Tal der Birs, vom Bodensee bis Lugano hin? Wie sinnlos, vom Wesen der Natur und vom Interesse des weitüberwiegenden Teils des Volkes aus gesehen, mutet doch der Widersinn an, einiger kaum gesicherter Frachtrappen wegen die wasserschädigende Hochrheinschiffahrt durchzwängen zu wollen; und dies noch in Verbindung mit einem transhelvetischen Kanal! Wie unklug, durch die unglückliche Trasseewahl der Autobahn Bern–Thun Auen, Gießen und Wald zu opfern, und das am Rande einer unter Schutz gestellten Aarelandschaft. Wie unklug, bei Jaberg (zwischen Kiesen und Uttigen) ein Kraftwerk auch nur zu projektieren! Ja, ist «unklug» noch ein zutreffendes Wort, wenn durch ein solches Werk eine der wichtigsten Wasserfassungen Berns, in welcher Stadt man heute Wasser noch trinken darf, so sauber und klar wie im jungfräulichen Bergbach, gefährdet würde? Ist das nicht falsch verstandener technischer Höhenflug, Rücksichtslosigkeit und Unverständnis für die mahnenden Zeichen der Zeit? Dürfen Dutzende von Bächen, geschützten Fällen und weite Schutzwaldgebiete dem Lauterbrunnenwerk geopfert werden, dessen Projektierung schon krasse potentielle Verschandelung eines großen Teils des Berner Oberlandes bedeutet und Diskriminierung seiner Hotellerie? Elektrizität ja – aber nicht durch vergeltungs-

trächtige Verstümmelung der Natur, sondern Stromerzeugung auf neuen, ohnehin zu entwickelnden Wegen. Holzschlag ja, aber nicht vorschriftswidrig in geschützten Wäldern, prämiert noch durch wiederwahlbesorgte oder sonst um ihre Regionalpopularität bangende Richter. Im Gegenteil: Aufforsten müßte man mancherwärts, kleine Wäldlein und namentlich Hecken anlegen als Windschutz und Nistgelegenheit für sonst bald aussterbende Vögel. Vor allem auch im flachen und kleinhügeligen Teil des Bernbiets müßte man es tun, dessen Agrargelände zu einer vogelschutz- und sträucherlosen Zone der Langeweile geworden ist, seitdem es Verbands- und Amtsstellen gibt, die kein munteres, eigenständiges Wäldchen mehr ertragen, kein Sümpflein und keinen Chor der Frösche, obwohl er immerhin noch besser klingt als so viele Superjazz-Zumutungen, ausgestrahlt über Beromünster, Sottens oder Monte Ceneri.

Wie wir Buben um die Jahrhundertwende und einige Jahre darüber hinaus den Wald empfanden, wie wir ihn liebten, von der Dämmerung an auch fürchteten, wie wir ihn sahen und streifend durchforschten – davon sei noch näher die Rede. Vor allem war er uns Zuflucht und Freude zugleich. Irgendwie aber auch Mysterium, später Anklang an die vorwissenschaftliche Welt. Von seiner hydrologischen und klimatischen Sendung wußten wir nichts. Aber wir kannten den Wald in allen andern spezifischen Zügen seines Charakters.

Heute allerdings, hintendrein, erinnern wir uns, wie wohlbefriedigend der Wald seine hydrologischen Aufgaben löste, weniger befriedigend aber seine forstwirtschaftlichen. Nur vereinzelt gab es kleinere Flächen mit Plenterwald. Im «Buchwald» war es nicht allzu schlimm. Aber in den großen Nadelholzwäldern standen die Tannen stramm in Reih und Glied, als wäre gerade Hauptverlesen. Ohne das Fallgeäst, ohne die schleichenden Brombeersträucher und moosgetarnten Wurzelstrünke hättest du um sie herum Slalom fahren können.

Weil Habegger, der Weißbärtige, zufolge übergewichtiger Intelligenz und entsprechendem Geltungsdrang nicht in den Gemeinderat gewählt wurde, rächte er sich in mannigfacher Weise. Ich erinnere mich, wie er eine Anzahl Marchtannen, dem offenen Gelände zu gelegen, schlagen ließ. Sturmgetragen fuhr der Westwind in den sich öffnenden Trichter. Ganze Jucharten schlug er nieder. Nicht nur des Weißbärtigen eigenes Nadelholz fiel, auch die Bäume des «lieben» Anstößers brachen – zweimannshoch sprießend – entzwei. Welch letzteres allerdings nicht außerhalb des Zweckes lag. Das vormalige Gehäuf von Fichten, einigen Buchen und Dutzenden von vorher ins Blau des Himmels reckenden Weißtannen war zur Waldglatze geworden, zur «Blütti», die wir der künftig keimenden Beerensträucher und Beeren wegen nicht etwa ungern sahen. Immerhin ist mir die Walstatt der schlanken, stolzen Tannenindividualisten, die sich vorher mit der Distanz und «distance» eines Aristokraten gegenüber seinem Gesinde von ihresgleichen fernzuhalten wußten, in recht peinlicher Erinnerung. So todbrin-

gend hätte die Windbraut den Plenter- oder auch nur Femelwald nicht zu küssen vermögen, denn da hätte der elastische Halbwuchs den Umarmungen der allzu stürmischen Liebhaberin zu trotzen gewußt.

Damals fehlte in unseren Freizeitrevieren der Plenterwald. Weithin gibt es ihn auch heute nicht. Aber kaum mehr als zwei bis drei Kilometer von «unserem» Wald entfernt steht heute der berühmte Hasliwald, über dessen Wesen und Geheimnisse du dich in einem dicken, ihm gewidmeten Buch informieren kannst. Linker Hand, wenn du (auf der Bern—Thun-Route) Kiesen gesetzeskonform mit 60 km/Std. durchrollt hast, erkennst du ihn. Unmittelbar nach der Rothachenbrücke erstreckt er sich bis hinauf zur mächtig ausholenden Linkskurve, kurz vor dem Heimberg, dem Töpferdorf, das jetzt wie so viele andere, früher bescheidene Siedlungen zum Vorhof eines industriellen Zentrums zu werden im Begriffe ist.

Aber Plenter-, Femel-, Schirm- oder Kahlhiebwald hin oder her — wir waren mit dem «unseren» zufrieden. Wir wußten, wo die Rehe wechseln, wo die Füchse hausen, wo der Buntspecht seine Borkenkäfer sucht. Wir wußten, ob der Fuchsbau belegt war oder nicht, denn das rochen wir wie die Dachshunde, liegend vor dem Bau. Da wo der heilig-unheilige grüne Dom seine letzten Säulen stehen hatte, am Waldrand, wußten wir um die Krähennester. Kräheneier schmecken gut, junge Krähen noch besser. Jenseits von Gut und Böse fiel uns unsere Beute zu, als wären wir Marder oder Weihe — und niemand schimpfte uns, weder der gestrenge Vater noch die gütige Mutter noch der Herr Pfarrer, denn manchmal war auch dessen Fritz dabei. Es geht beim Jungkrähenfang, beim Forellenfreveln oder beim Aprikosenstehlen der Buben wie im ganz großen Leben — es kommt auch darauf an, was für Komplizen du hast und was für schützende Mächte. Je nachdem werden Augen zugedrückt oder Blicke geworfen bis zum Landjäger oder gar Staatsanwalt hin.

Nicht immer sind Krähennester leicht zu erreichen. Aber Vaters Steigeisen, bestimmt für andere Zwecke — er betreute ja das stangen-, draht- und porzellandurchzogene Telephonwesen — halfen uns notfalls hoch. Keiner fiel zutode. Unsere Schutzengel waren pflichtbewußt und bestens geschult. Im Auwald strizzten wir nach Fasanen. Einmal war es an einem allzu heißen Tag. Ich zählte damals sechzehn, mein Bruder dreizehn Jahre, und Oesch Max, des Oberschullehrers und (wie es sich gehört) Sektionschefs vierter Bub, deren elf oder zwölf. (Er lebt heute in Bern, ich lasse ihn grüßen!) Ein Bad in der Aare lockte. Aber der Kleinste konnte nicht schwimmen. Wir gaben ihm eine Stunde Unterricht. Dann hieß es — voller Euphorie und verantwortungslos, wie die Jugend ist — «los, raus» ins kühle, nicht übel reißende, damals noch kristallklare Naß. Verschiedentlich zeigte der Lehrbub eine schnappende Sehnsucht nach Nixen und Fischen. Aber er hielt durch, der Tapfere. Nach zwei Kilometern Angst landeten wir unterhalb der Talgutbrücke am Ufer des Seftigenamtes. Ähnlich sorglos ging es auch im Hochwald zu. Beim Jagen à notre façon, beim Stocksprengen mit

dem schon erwähnten, erstaunlich sorglos an uns verkauften Sprengpulver. In Wirklichkeit handelte es sich nicht um Pulver, sondern um einen Haufen graphitfarbiger Sprengsplitter, etwas größer als ein Apfelkern. Eine unserer Spezialitäten war das Ausbrennen von Hornissennestern. «I weiß amene- n- Ort es Hummelinäscht, i ha se ghöre suuse, mit Schwäfubluescht u Puwferdampf jagt man die Cheibe- n- use.» Sie kamen denn auch. Sie kamen auf unsere Nacken, auf unsere noch voll behaarten Häupter. Es war schlimm. Wie ein Keulenschlag. Sieben, hieß es allgemein, töten ein Roß. Ich erhielt zu gleicher Zeit ihrer drei und ertrug sie. Woraus zu entnehmen ist, daß die Aussage von den tödlichen Sieben beim Roß zumindest eine leichte Übertreibung ist. Immerhin: ein Bernerschädel ist ein Bernerschädel. Ausgenommen eine einzige eingedrückte Stelle ist er es heute noch. Die Havarie stammt aber nicht vom Ausräuchern der Hornissen, sondern von des Arztes Zange, bei welcher Gelegenheit mir der Violinschlüssel zerdrückt worden ist. Hans Klee, mein Gesangslehrer am falschen Objekt, der Vater Pauls, des großen Malers, hat es anläßlich einer Übung mit Terzen im Seminar Hofwil entdeckt.

Mit kleinen Flobertpistolen, hundert Schuß ein Franken, verjagten wir Hasen aus den am Boden schleichenden Brombeersträuchern. Damals waren sie noch zahlreich da. Erst viel, viel später fielen sie massenhaft der gespritzten Chemie zum Opfer. «Betriebswirtschaft, Bauer, Horatio, Betriebswirtschaft!» So befahl es die moderne agrare Politik. Bald starben Hasen, und es starben die Sümpflein, und die Hecken gingen zugrunde, und das Flachland wurde wüst und leer, ein langweiliges Schachbrett. Und das nicht nur im Verhältnis etwa zum extensiv bebauten Elsaß, sondern – heute – selbst zur bundesdeutschen Landschaft.

Hie und da gelang es uns, eine gefederte oder geständerte Wildtaube zu erwischen. Jakobs, des heruntergekommenen Wirts und Kleinbauers Frau, briet sie uns. Misten tat der Mann erst, wenn die Hörner seiner paar Kühe an die Diele stießen. Das ist die Wahrheit.

Aber wo ist der Luchs? Wir suchten den Luchs, von dem man abends beim «Dorfen» im Kuhstall hörte. Wir – des Posthalters, des Lehrers, des Spenglermeisters und des Silberarbeiters männliche Hoffnungen. Nie wollte der Luchs erscheinen. Er hielt es in dieser Hinsicht mit dem geheimnisvollen Schneemenschen des Himalaya, von dem man Jahrzehnte später hörte. Auf der Wolfenburg fehlten die Wölfe. Dafür entdeckten wir im Quellgebiet des «Heyenbächli» ein kleines Sumpfgelände mit tierfressenden Pflanzen. Es war für uns eine Sensation. Stolz präsentierten wir sie unserer guten, alten Lehrgotte, und Dürrmeyer, der ebenso gescheite wie stets betrunkene Taglöhner sagte, das sei ihm neu.

Derweil fing es an zu finstern. Gespenstig wurde jetzt der Wald. Aber wir hatten noch eine Höhle zu inspizieren, denn auch hängende Fledermäuse interessierten die Buben vom Land, die noch keine Automarken kannten

und noch kaum das elektrische Licht. Aber dafür vermochten wir eine Kuh von einem «Rind» und eine Gans von einer Ente zu unterscheiden. Auch Tollkirschen von echten und die Einbeere von der Heidelbeere.

Stets rascher verließ uns nun der Tag. Wurzeln wurden zu Zwergen, letzte Lichteffekte zu Gespenstern, geheimnisvolle Tierlaute zu Posaunen von Jericho. Wenn es finstert im Hochwald, wenn dir die Haare bolzgerade zu Berge stehen, dann erwecken die Angstschreie der vom Töter gegriffenen Tiere die skurrilsten Phantasien in dir. Dann befindest du dich, obwohl in schweizerischem Wald, in einer andern Welt. Es schwindet der Tagesglaube an die Kinderbuch-Sorglosigkeit der Vögel und Vöglein, denn der Iltis, der Marder, der Fuchs – sie kennen unsern Sittenkodex und auch den Katechismus nicht. Nichts anderes kennen sie als das Recht des Stärkern und zu gewissen Zeiten die Lust des Mordens, legitimiert durch das Naturphänomen, das wir Hunger heißen.

Jetzt glaubst du im Geknäuel der Wurzeln und Baumstrünke nicht mehr Zwerge zu erkennen. Jetzt sind die Geister da, die bösen, die nachts die Ställe unsicher machen und an den Fensterladen klopfen – überall dort, wo der Wachthund kein Wächter ist. Jetzt fühlst du dich erst recht nahe der magischen Zeit. Du lebst mitten im Allzusammenhang der Dinge hienieden und dort oben, des Tages und der Nacht, der Sonne und der Erde, der Gestirne und des Mondes, des Windes und der Stille, des Waldes und der Menschen. Jetzt werden zu Riesen die Eichen, wie Polyphem einer war, als ihn Odysseus zu Gesicht bekam. Deutlich heben sie sich ab im Zodiakallicht des Horizontes. Es schimmert durch das Baumgewirr.

Nun war es höchste Zeit, nach Hause zu gehen. Zu lange schon strizzten wir im Walde herum. Die Strafe des Vaters war mir gewiß. Unbekannt noch war ihm der heute so viel mißbrauchte, bedingte Straferlaß. In solchen Situationen – immer bezogen auf jene Zeit – schwebte dir die Birkenrute vor, deren dürre Zweige – welcher Forstmann wüßte es nicht – voller kleiner Überbeinchen sind, Quanten potentiellen Schmerzes.

Hast du nicht einem Schulkameraden geholfen, eine kleine, wenn vielleicht auch etwas schräg gewachsene Tanne von ihrem grünen Koniferenstand zum schütteren Dürrholz zu degradieren – mit Hilfe eines langen Seils und eines im Tannzapfensack versteckten «Gertels»?

Hast du nicht dem Habegger im Waldtälchenbach zwei wohl präsentierende Forellen gestohlen? Von anderthalb Dutzend Krebsen nicht zu reden! Darfst du, von Sünden und Sündelein schon so schwer beladen, den großen Kürbis auf Bergers Kompost am Heimweg noch so nebenbei mitlaufen lassen? Spar es lieber auf morgen oder übermorgen, denn jetzt bist du dir – o magisch-gruselige Welt – bewußt, daß du dich schon im «Hinteren Gäßli» bewegst. Das aber bedeutet, daß du, falls die Fledermaus fliegt, die Gürtelrose kriegst. Hier ist es nämlich «unghüürig». Alte Weiber und angeblich daran erkrankte Dorfschöne versichern es dir.

Nun – unghüürig war es zu meiner Kinderzeit des Nachts gar weit herum in meinem Dorf. Die Geister waren uns nahe. Fast so nahe wie die Hexen auf der schottischen Heide es Macbeth waren. Sie raunten ihm von Birmans Wald, der sich hinaufbewegen werde gen Dunsinan. Nahe war aber auch die Nemesis, zumindest dann, wenn wir allzu viele kleine Untaten begingen im Wald, allzu vielen Äpfeln und Birnen Ehre antaten, Katzen totschlugen und Haustauben mit dem Kleinkaliber vom Söller herunterholten, angebundene Pferde mitsamt dem Bernerwägelchen losbanden, Bremsen an Leiter- und Brügiwagen sperrten oder einem armen Kerl halfen, das totgeborene Kalb des großen Nachbarn zu exhumieren. Er hatte eine Familie, und Kalbfleisch, obwohl ungleich billiger als heute, war ihm nicht viel fremder als Kaviar auf der Waschfrauen Tisch. Wildern aber, im Wald oder – selten nur – auf schneeüberzogener Weide, das kann man, einigermaßen risikolos, nur von den Hütten hochgelegener Weiler aus und vorwiegend nur im Winter. Wenn der Wald so zum Hehler wird, dann wollen wir ihm nicht böse sein. Fassen wir seine Hehlerschaft auf als sozial geprägte, allerbescheidenste Rache der Natur gegenüber jenen Amtsstuben, denen Drainageröhren, Beton und Technik viel zu lange alles bedeuteten, die Förster hingegen wenig oder nichts.